



Von Ab- und Aufbrüchen

Jede vierte Berufslehre wird in der Schweiz vorzeitig abgebrochen. Diese Quote erscheint recht hoch und man ahnt schon die Klagen: «Die Jugend von heute ist nicht mehr belastbar» oder «Denen geht es ohnehin zu gut». Aber die Quote ist weder im Vergleich zur Berufsausbildung in Deutschland noch gemessen an den Zahlen von Fachhochschulen und Universitäten sonderlich hoch. Auch wenn Abbrüche von Ausbildungen und die damit verbundenen individuellen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Konsequenzen mehrheitlich kritisch bewertet werden, sind sie ganz offensichtlich ein «normaler» Teil der sozialen Realität in dieser Lebensphase.

Im Alter zwischen 15 und 25 finden in der westlichen Gesellschaft sehr viele wesentliche Entwicklungen des Menschen mehr oder weniger parallel statt. Zu nennen sind etwa die körperliche Entwicklung, die Identitäts- und Selbstkonzeptbildung, die Rollenfindung, der Aufbau und die Festigung politischer Haltungen, die Ablösung von den Eltern, der Aufbau und der Erhalt von Beziehungen zu Partnerinnen und Freunden, der Aufbau oder die Vorbereitung finanzieller Eigenständigkeit und nicht zuletzt die berufliche Entwicklung. Wenn man das Leben von Menschen am Reissbrett entwerfen könnte, man würde kaum auf die Idee kommen, derart viele wichtige Entwicklungen in einer so kurzen Lebensphase stattfinden zu lassen.

Aufgrund der Fülle dieser in der Psychologie als Entwicklungsaufgaben bezeichneten Anforderungen ist es nicht überraschend, wenn einzelne dieser Aufgaben nicht passgenau bewältigt werden können, zumal heute mehr Möglichkeiten denn je bestehen. Gab

es früher klarere, wenn auch nicht selten als eng empfundene Bahnen und Normalitätserwartungen, so stehen den Jugendlichen heute in praktisch allen Lebensbereichen vielfältige Wege offen. Multiple Optionen sind eine Errungenschaft – und zugleich mit Stress im Vorfeld von Entscheidungen verbunden.

Daher müssen auch bildungs- und berufsbiografische Korrekturen möglich sein, ja manchmal sind sie regelrecht notwendig. Ein wohlüberlegter Abbruch mit klaren Anschlussperspektiven, die auch begrenzte zeitliche Moratorien einschliessen können, kann entwicklungspsychologisch sehr sinnvoll sein. Die Bewältigung eines solchen kritischen Lebensereignisses – denn dies ist ein Ausbildungsabbruch zweifellos – beinhaltet das Potenzial, als Motor für einen Neubeginn zu fungieren. Die Forschung zeigt ja, dass der Grossteil der Abbrechenden über kurz oder lang wieder im Bildungssystem unterkommt.

Aber die Bewältigung eines Abbruchs kann auch misslingen – etwa dann, wenn kein Abschluss auf Sekundarstufe II erreicht wird, der zur Mindestausstattung in unserer Gesellschaft gehört. Wenn es gelingt, die Grösse dieser Gruppe zu verringern, so wäre viel erreicht. Eine gute Zusammenarbeit und Abstimmung zwischen den Betrieben, den Berufsfachschulen, den Eltern, der Lehraufsicht und dem Case Management der Berufsberatung ist hierfür notwendig.

Von Stephan Schumann, Professor für Wirtschaftspädagogik in Konstanz. Als eine seiner besten Entscheidungen bezeichnet er den Abbruch seines Medizinstudiums.

Schulabbruch

Es braucht mehr präventive Massnahmen

Programme gegen Schulabbrüche sollten zwei Kriterien erfüllen: Kontinuität in der Betreuung und Zusammenarbeit der Beteiligten.

Von Ingrid Rollier, PANORAMA-Redaktorin

«Die meisten Massnahmen greifen erst nach einem Ausbildungsabbruch. Will man Schwierigkeiten bei der sozialen und beruflichen Eingliederung vorbeugen, muss man aber zuallererst schulische Misserfolge verhindern und gefährdete Jugendliche so früh wie möglich erkennen», stellt Chantal Tièche Christinat fest. Sie leitet das Forschungslabor LASALÉ (Laboratoire Accrochage Scolaire et Alliances Educatives) der Pädagogischen Hochschule Waadt. Klar ist, dass Schulabbrechende keine homogene Gruppe bilden (siehe Kasten). Das Hauptziel von LASALÉ ist es, die Hintergründe von Ausbildungsabbrüchen zu beleuchten und die bestehenden Angebote für betroffene Jugendliche zu analysieren. Dadurch sollen die wirksamsten Massnahmen für Schulabbrechende identifiziert werden.

Gemäss Chantal Tièche Christinat entscheiden vor allem zwei Faktoren über den Erfolg einer Massnahme. Der erste Faktor

ist Kontinuität: Erfolgreiche Massnahmen bieten den Jugendlichen für begrenzte Zeit ein anderes Lernumfeld, ermöglichen ihnen aber gleichzeitig, den Kontakt zu ihrem bisherigen schulischen, sozialen und familiären Umfeld aufrechtzuerhalten. Der regelmässige Austausch mit dem gewohnten Umfeld ist entscheidend für den Erfolg eines solchen Wechsels. Das im Kanton Waadt angebotene Programm MATAS beispielsweise ermöglicht und begünstigt Kontinuität auf verschiedenen Ebenen: Die Betreuungspersonen des Programms und die Lehrpersonen der Ursprungsschule tauschen sich aus, um pädagogische Kontinuität zu gewährleisten. Schulleitung und Programmleitung sorgen ihrerseits für institutionelle Kontinuität. Eine Bezugsperson, die mit den Eltern in Kontakt steht, stellt die Verbindung zwischen Schule und Familie sicher. Ausserdem wird der Kontakt der Schülerinnen und

Schüler mit ihren Klassenkameraden aufrechterhalten, indem diese beispielsweise zu einem Besuch im neuen Lernumfeld eingeladen werden.

Der zweite Erfolgsfaktor sind funktionierende Bildungsallianzen, das heisst eine enge Zusammenarbeit zwischen allen beteiligten Personen. Im Programm MATAS beispielsweise werden die Schüler/innen von einem Zweierteam betreut, das sich jeweils aus einer Lehrperson und einem Sozialpädagogen zusammensetzt. Jede Situation wird in der Regel von einer ebenfalls sozialpädagogisch und pädagogisch besetzten Zweierleitung überwacht. Auch die Schule wird in die Betreuung der Schüler/innen einbezogen. Die Akteure setzen die Ziele zudem gemeinsam fest und sie ziehen bei Bedarf Fachleute aus verschiedenen Bereichen (Pädagogik, Psychologie, Gesundheit, Berufsberatung usw.) bei.

Typologie der Risikogruppen

Geringes Interesse (40% der Abbruchgefährdeten): Die Wahrscheinlichkeit eines Schulabbruchs ist bei dieser Gruppe am kleinsten. Die Schüler erbringen sehr gute Leistungen, sind aber wenig motiviert und vom Unterricht gelangweilt. Gutes Verhalten und die Regeln des schulischen Zusammenlebens sind für sie nicht wichtig. Sie werden von den Lehrpersonen positiv wahrgenommen, erhalten jedoch von den Eltern wenig emotionale Unterstützung.

Verhaltensauffälligkeiten und Lernschwierigkeiten (30%). Diese Schüler haben die schwächsten schulischen Leistungen und die auffälligsten Verhaltensprobleme der vier Risikogruppen. Gutes Verhalten und die Regeln des

schulischen Zusammenlebens sind für sie nicht wichtig. Sie haben ein hohes Depressionslevel (Traurigkeit, Energiemangel, geringes Selbstwertgefühl usw.) und werden von den Lehrpersonen negativ wahrgenommen.

Verdecktes delinquentes Verhalten (20%). Selbst wenn sie gute Schulleistungen erbringen, messen diese Schüler den Regeln des schulischen Zusammenlebens wenig Bedeutung zu. Sie werden von den Lehrpersonen positiv wahrgenommen, erfahren aber wenig elterliche Kontrolle. Folgende Verhaltensweisen können auftreten: leichte verdeckte Aggression (Lügen, Diebstahl usw.), Sachbeschädigung (Brandstiftung, Vandalismus usw.) sowie Delinquenz (Ladendiebstahl,

Kreditkartenmissbrauch, Autodiebstahl, Drogenhandel, verschiedene Delikte usw.). **Depressionen** (10%): Diese Schüler erbringen durchschnittliche Schulleistungen. Sie nehmen die Verhaltensregeln und die Regeln des schulischen Zusammenlebens kaum wahr. Diese Gruppe wird von den Lehrpersonen am positivsten wahrgenommen. Die Schüler zeigen gegen aussen zwar keine Verhaltensauffälligkeiten, haben aber ein klinisch relevantes Depressionslevel und teilweise Suizidgedanken. In dieser Gruppe sind familiäre Probleme am häufigsten.

www.hepl.ch > Formation > Unités d'enseignement et de recherche > Pédagogie spécialisée > Lasalé

10 Jahre Beratungsstelle Jugend und Beruf (BJB): erfolgreiche Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit



Ausgangslage

Trotz rascher wirtschaftlicher Erholung nach der New-Economy-Blase begann sich die Jugendarbeitslosigkeit ab 2003 deutlich zu erhöhen, besonders bei Jugendlichen ohne Berufsabschluss. Immer mehr Schulabgänger fanden keine Anschlusslösung und meldeten sich bei unseren RAV. Deshalb haben wir im Kanton Luzern, noch bevor das Thema von Öffentlichkeit und Medien aufgenommen wurde, ein neues, schweizweit einmaliges Geschäftsmodell zur Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit aufgebaut: die BJB.

Die Beratungsstelle Jugend und Beruf (BJB)

Die BJB ist ein RAV für erwerbslose Jugendliche. Ziel ist die Vermittlung in eine berufliche Grundbildung. Dank grösserer Beraterkapazität – ein BJB-Berater betreut ca. 50 Jugendliche – kann sich die BJB intensiver um ihre Jugendlichen kümmern als ein herkömmliches RAV. Dazu kommen eine gezielte und speziell auf Jugendliche fokussierte Beratung, ein eigens für jugendliche Bedürfnisse konzipiertes Motivationssemester, eine sehr gute Vernetzung und Zusammenarbeit mit anderen Institutionen wie Sozialberatungszentren, Gemeinden und Berufs- und Weiterbildungsorganisationen, sehr gute persönliche Beziehungen zu den Arbeitgebenden sowie ein sehr aktives Marketing, um die Dienstleistung in Wirtschaft und Öffentlichkeit bekannt zu machen.

Der Erfolg kann sich sehen lassen: die BJB vermittelt mittlerweile jährlich über 100 Schulabgänger in Lehrstellen. Dazu dienen mehr als 500 Vermittlungen in Schnupperlehren und fast 200 in Praktika. Insgesamt erzielt die BJB jährlich rund 1000 erfolgreiche Vermittlungen.

Ausblick

Obwohl heute von einem Lehrlings-, statt Lehrstellenmangel gesprochen wird, erzeugen die gegenwärtigen wirtschaftlichen Schwierigkeiten bereits wieder Befürchtungen nach negativen Auswirkungen auf die Jugendarbeitslosigkeit. Wir setzen im Kanton Luzern somit auch in Zukunft auf die wirkungsvollen Dienste unserer BJB.



KANTON LUZERN
Gesundheits- und Sozialdepartement

Dienststelle Wirtschaft und Arbeit (wira)
Beratungsstelle Jugend und Beruf
Gerliswilstrasse 17, 6021 Emmenbrücke
Tel. 041 228 32 00, Fax 041 228 32 02
www.wira.lu.ch

Genfer Modell

Koordinierte Leistungen und gemeinsame Betreuung

Laut der Genfer Verfassung ist Ausbildung bis zum Erreichen der Volljährigkeit obligatorisch. Akteure aus dem Bildungs-, Sozial- und Beschäftigungswesen bündeln ihre Kräfte, um diesem Ziel näher zu kommen und alle jungen Menschen zu einem Abschluss der Sekundarstufe II zu führen.

Ingrid Rollier, PANORAMA-Redaktorin

«Um heute auf dem Arbeitsmarkt eine Chance zu haben, braucht man einen Abschluss der Sekundarstufe II», erklärt Grégoire Evéquo, Direktor des Amts für Berufsberatung, Berufs- und Weiterbildung (OFPC) des Kantons Genf. Der Arbeitsmarkt verlangt nach immer höheren Qualifikationen, für Niedrigqualifizierte gibt es kaum noch Beschäftigungsmöglichkeiten. Wer keinen Abschluss hat, verliert den Anschluss an den Arbeitsmarkt, es droht die soziale Ausgrenzung. Das trifft besonders auf den Kanton Genf zu, wo die Wirtschaft vom Tertiärsektor dominiert wird. Um alle Jugendlichen zu einem Abschluss der Sekundarstufe II zu führen, müssen als Erstes die Jugendlichen identifiziert werden, die ihre Ausbildung abgebrochen haben. Danach gilt es, sie mit geeigneten Massnahmen auf dem Weg hin zu einem Abschluss zu begleiten.

Der Kanton Genf führt seit rund zehn Jahren Untersuchungen zum Ausbildungsabbruch durch. Die systematisch erhobenen statistischen Daten werden jährlich analysiert und liefern Detailinformationen zu den Ausbildungsabbrechenden. Im Schuljahr 2013/2014 haben 976 Jugendliche und damit weniger junge Menschen als im Vorjahr ihre Ausbildung abgebrochen. Die Gründe für einen Abbruch sind vielfältig und reichen von schulischen Schwierigkeiten über mangelndes Interesse, fehlende Motivation bis hin zu persönlichen und sozialen Problemen. Rund 75 Prozent der betroffenen Jugendlichen möchten ihre Ausbildung aber abschliessen und beinahe 50 Prozent nehmen ihre Ausbildung innerhalb von sechs Monaten wieder auf. Oft wechseln sie in einen anderen Beruf oder Bildungsgang. Von den restlichen Jugendlichen

kämpfen die meisten mit persönlichen Problemen. Bei ihnen gestaltet sich der Wiedereinstieg langwieriger. An sie richtet sich das Unterstützungsangebot des Kantons Genf in erster Linie.

Berufsberatung und Arbeitsamt spannen zusammen

Um einen zentralen Zugang zum gesamten Dienstleistungsangebot zu gewährleisten, wurde 2013 Cap Formations geschaffen. Die Fachstelle, die am Standort des OFPC untergebracht ist, empfängt und betreut junge Lehrabbrechende zwischen 15 und 25 Jahren. Das Angebot hat seinen Ursprung im Case Management, das 2006 mit der Unterstützung des Bundes eingeführt wurde und zu einem eigenständigen kantonalen Programm ausgebaut wurde. Cap Formations vereint rund 20 Beratende des OFPC, des Arbeitsamts und des «Hospice général». Letzteres ist eine Sozialeinrichtung des Kantons, die sich dem Netzwerk letzten Herbst angeschlossen hat. Jugendliche, die sich arbeitslos melden oder sich an eine dieser Einrichtungen wenden, werden erfasst und an Cap Formations verwiesen. So kann die Betreuung in den Bereichen Soziales, Ausbildung und Beschäftigung gemeinsam organisiert und koordiniert werden. Das Ziel besteht nicht bloss darin, Jugendliche ohne Abschluss in den Arbeitsmarkt einzugliedern, sondern sie auf dem Weg hin zu einem Berufsabschluss zu begleiten. Die Jugendlichen werden von einer festen Bezugsperson aus einem der drei Fachbereiche begleitet. Je nach persönlichen Bedürfnissen können sie verschiedene Leistungen in Anspruch nehmen, die von der betreuenden Fachperson koordiniert werden. Die Vorgehensweise ist darauf ausgerichtet, die

Kompetenzen der Jugendlichen hervorzuheben. Hierfür hat das OFPC ein Evaluationsinstrument entwickelt, mit dem erfasst werden kann, welche Verhaltensweisen und welche Schlüsselkompetenzen (Selbstständigkeit, Ausdauer, Teamfähigkeit usw.) die Jugendlichen in Arbeitssituationen zeigen. Für die ermittelten Kompetenzen wird den Jugendlichen anschliessend eine Bescheinigung ausgestellt.

Im Schuljahr 2013/2014 wurden 1430 Jugendliche durch Cap Formations betreut. 46,5 Prozent von ihnen haben im Schuljahr 2014 eine Ausbildung wieder aufgenommen, fast die Hälfte bereitete sich auf den Eintritt in eine Ausbildung vor. Lediglich 4,1 Prozent der Jugendlichen brachen den Kontakt zur Betreuungsperson ab.

Unterstützungs- und Begleitangebote sind zwar reichlich vorhanden, allerdings mangelt es an Angeboten, die die Jugendlichen auf den Eintritt in eine Ausbildung vorbereiten. Angesichts des grossen Bedarfs möchte der Direktor des OFPC das Angebot in diesem Bereich ausbauen: «Die vorhandenen Einrichtungen sollten umgestaltet und ihre Programme dahingehend angepasst werden, dass sie Jugendliche auf einen anerkannten Abschluss vorbereiten. Brückenangebote sind keine echte Lösung, wenn sie nicht von Beginn weg auf eine Berufsausbildung ausgerichtet sind.» Es gebe zudem zu wenig Betriebe und Institutionen, die Lehrstellen mit sozialer Betreuung anbieten.

www.citedesmetiers.ch/geneve
> Rupture de formation

Lehrvertragsauflösungen

Immer belastend, meist befreiend

Die Verbundpartner wollen die Abbruchquote senken, denn sie hat auch einen hohen Einfluss auf die Zahl der Personen, die ohne nachobligatorische Bildung bleiben. Was weiss man über Lehrvertragsauflösungen?

Von Evi Schmid, Dozentin Ausbildung und Senior Researcher F&E am Eidgenössischen Hochschulinstitut für Berufsbildung (EHB)

Ende März 2015 haben die Verbundpartner – Kantone, Bund und Organisationen der Arbeitswelt – in einer «programmatischen Erklärung» unter anderem das Ziel festgehalten, die «Ausfallquote während der beruflichen Grundbildung» zu verringern. Die Berufsverbände sollen Projekte lancieren, um Lehrabbrüche und Prüfungsmisserfolge berufsspezifisch zu analysieren und damit Informationen zur Prävention liefern. Nach wie vor gilt das bereits vor rund zehn Jahren festgelegte Ziel, 95 Prozent der jungen Erwachsenen zu einem Abschluss auf Sekundarstufe II zu führen. Wie hoch diese Abschlussquote heute ist, ist nicht bekannt, da für die Berechnung bisher keine Individualdaten zur Verfügung standen. Fachleute gehen aber davon aus, dass dieses Ziel noch nicht erreicht ist.

Dass Massnahmen, die eine Erhöhung der Abschlussquote auf Sekundarstufe II anstreben, einen Fokus auf Lehrvertragsauflösungen legen, ist sinnvoll. Lehrvertragsauflösungen sind der häufigste Grund, warum viele Jugendliche keinen Ausbildungsabschluss erreichen. Nur 2 bis 3 Prozent beginnen gar nie eine Ausbildung; deutlich grösser ist der Anteil der Personen, die nach einer Lehrvertragsauflösung aus dem Bildungssystem aussteigen. Eine Lehrvertragsauflösung stellt für Jugendliche und junge Erwachsene das grösste Risiko dar, ohne nachobligatorischen Bildungsabschluss zu bleiben. Trotzdem gibt es in der Schweiz auf nationaler Ebene keine ausreichenden statistischen Informationen zum Ausmass von Lehrvertragsauflösungen und zu den weiteren Ausbildungsverläufen betroffener Jugendlicher. Das Bundesamt für Statistik (BFS) will dies nun ändern (siehe Kasten). Was wir wissen, lässt sich wie folgt zusammenfassen.



Eine Lehrvertragsauflösung ist stets das Ende eines länger dauernden, häufig schwierigen und belastenden Prozesses.

Tiefes Anforderungsniveau eher betroffen
 Je nach Beruf werden jährlich zwischen 10 und 50 Prozent der Lehrverträge vorzeitig aufgelöst. 2012 waren es 28 Prozent aller Lehrverträge. Überdurchschnittlich hohe Quoten verzeichnen etwa das Gastgewerbe, der Bereich Coiffeurgewerbe und Schönheitspflege, die Berufe der Transport- oder Fahrzeugbranche sowie einige Berufe des Baugewerbes. Insgesamt zeigt sich, dass Lehrberufe mit einem tiefen intellektuellen Anforderungsniveau massiv höhere Auflösungsquoten aufweisen als solche mit mittleren oder hohen Anforderungen. Überdurchschnittlich häufig sind zudem ausländische Jugendliche betroffen. Zwischen Frauen und Männern zeigen sich keine Unterschiede.
 Nebst individuellen Merkmalen der Jugendlichen sind auch betriebliche Aspekte wichtig. So hat eine Studie mit Köchen und Malerinnen gezeigt, dass Firmen mit einer guten Ausbildungskultur weniger Lehrvertragsauflösungen verzeichnen. Solche Fir-

men orientieren sich stärker am Bildungsplan, bekunden Freude an der Ausbildung von Lernenden, bilden sich weiter und berichten positiv über die Zusammenarbeit mit der Berufsfachschule. Studien aus Deutschland zeigen zudem, dass Betriebe, bei denen die Sicherung des Fachkräftenachwuchses im Vordergrund steht, seltener von Lehrvertragsauflösungen betroffen sind als solche, bei denen der produktive Einsatz der Lernenden wichtiger ist. Zudem seien Lehrvertragsauflösungen in grossen Betrieben seltener als in kleinen. Auch die Situation auf dem Lehrstellenmarkt spielt eine Rolle: So ist die Auflösungsquote in Deutschland höher, wenn das Verhältnis von angebotenen und nachgefragten Lehrstellen aus Sicht der Jugendlichen günstig ist. Die Betriebe ihrerseits sehen sich in diesem Fall eher gezwungen, weniger präferierte Bewerber/innen einzustellen.
 Lehrvertragsauflösungen können somit unterschiedlich begründet sein – individuell, betrieblich, beruflich oder struk-

turell. Befragungen von betroffenen Lernenden und Berufsbildenden zeigen, dass eine Lehrvertragsauflösung zumeist auf mehrere Faktoren zurückzuführen ist, die sich gegenseitig bedingen oder verstärken können. Zudem begründen Lernende und Berufsbildende eine Lehrvertragsauflösung oft unterschiedlich. Zwar nennen beide Vertragspartner am häufigsten Leistungsschwierigkeiten als Auflösungsgrund. Im Weiteren aber sehen sie das Geschehen oft unterschiedlich: So verweisen die Lernenden häufig auf die Qualität der betrieblichen Ausbildung, die Auszubildenden jedoch selten. Diese führen die Auflösung vorwiegend auf die Lernenden zurück und erwähnen neben den Leistungen

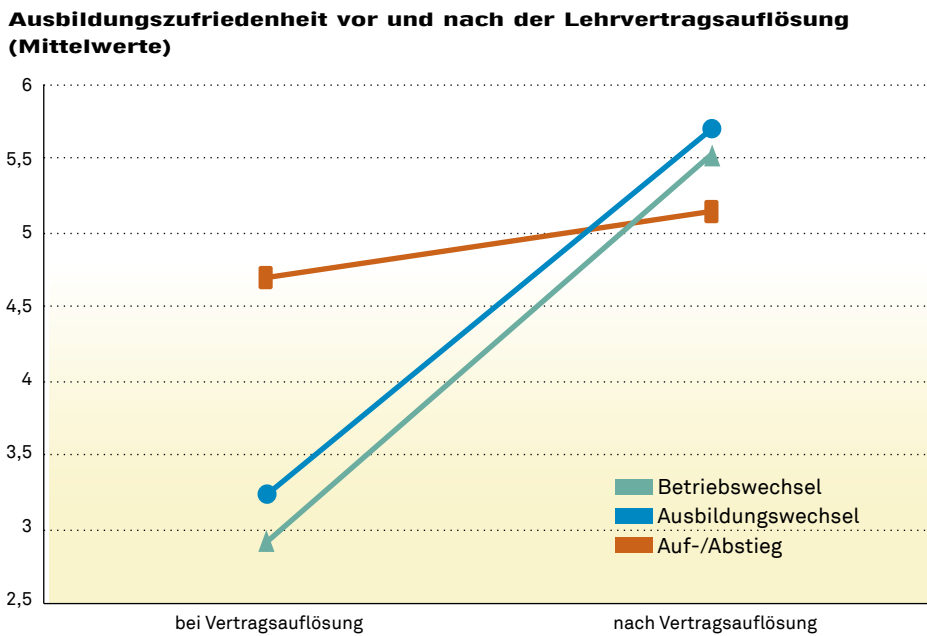
Berechnung einer Lehrvertragsauflösungsquote

Bisher sind auf nationaler Ebene keine Lehrvertragsauflösungsquoten publiziert worden. Nebst der fehlenden Individualdatenbasis liegt das vor allem daran, dass die Berechnung einer Quote hohe Anforderungen an die Daten und die Berechnungsmethode stellt. Je nach Berechnungsart kann die Auflösungsquote 20 Prozentpunkte höher oder tiefer ausfallen. Dies ist problematisch, weil die unterschiedlichen Verfahren meist ungeachtet der methodischen Hintergründe verwendet und Zahlen trotz unterschiedlicher Berechnungsverfahren miteinander verglichen werden. Die Einführung eines Personenidentifikators auf Bundesebene im Jahr 2011 eröffnet neue Möglichkeiten zur statistischen Berichterstattung. Im Auftrag des Bundesamts für Statistik (BFS) erarbeitet das Eidgenössische Hochschulinstitut für Berufsbildung EHB derzeit einen Methodenbericht mit Empfehlungen zur Berechnung einer Lehrvertragsauflösungsquote, einer Wiedereinstiegs- und einer Abbruchquote. Ziel ist es, dass diese Zahlen künftig einheitlich berechnet und regelmässig publiziert werden. Erste Ergebnisse werden für 2016 erwartet.

der Lernenden in Schule und Betrieb deren mangelnde Anstrengungsbereitschaft oder Probleme mit den Eltern. So ist es schwierig, objektive Ursachen für Lehrvertragsauflösungen zu nennen; sicher aber ist, dass sie stets das Ende eines längeren, häufig schwierigen und belastenden Prozesses sind.

Die meisten machen weiter
 Lehrvertragsauflösungen führen nicht immer zu einem Abbruch der Ausbildung: Zwischen knapp 60 und 75 Prozent der betroffenen jungen Erwachsenen steigen wieder in eine Ausbildung ein – oft bereits kurz nach der Lehrvertragsauflösung. Die Mehrheit setzt die begonnene Ausbildung in einem anderen Lehrbetrieb fort (Betriebswechsel) oder wechselt innerhalb des Berufsfelds in eine Ausbildung mit tieferen, seltener mit höheren Anforderungen (Auf- oder Abstieg). Der Wechsel in eine Grundbildung in einem anderen Berufsfeld oder in eine schulische Ausbildung ist deutlich seltener (Ausbildungswechsel). Jugendliche mit Wiedereinstieg sind mit der neuen bzw. fortgesetzten Ausbildung im Durchschnitt deutlich zufriedener als vor der Vertragsauflösung (siehe Abbildung). Sie konnten diese nut-

zen, um Arbeits- und Ausbildungsbedingungen zu optimieren, Berufswahlentscheidungen zu korrigieren oder sich neu zu orientieren.
 Wie viele dieser Personen ihre Ausbildung nach der Lehrvertragsauflösung und dem Wiedereinstieg dann tatsächlich abschliessen, ist allerdings nicht bekannt. Gemäss Schätzungen dürften es zwischen 50 und 70 Prozent sein. Rund ein Drittel bis die Hälfte der jungen Erwachsenen mit einer Lehrvertragsauflösung verlässt das Bildungssystem somit ohne formalen Abschluss. Diese jungen Erwachsenen sind oft in einer schwierigen Situation, beruflich und privat. Viele von ihnen haben deutlich eingeschränkte Ressourcen, um die Schwierigkeiten zu bewältigen, einen neuen Ausbildungsplatz zu finden und noch einmal von vorne zu beginnen. Das Ziel der Verbundpartner, Lehrvertragsauflösungen vorzubeugen, ist deshalb zu begrüssen.



Lehrvertragsauflösungen führen, wenn eine weitere Ausbildung in Angriff genommen wird, zumeist zu einer höheren Ausbildungszufriedenheit. Skala von 1 (ausserordentlich unzufrieden) bis 7 (ausserordentlich zufrieden).

Studienabbruch

Träume aufgeben, Neues wagen

Jeder vierte Student bricht sein Studium ab. Das sind deutlich weniger als noch in den 1980er-Jahren. Die Gründe für die Abbrüche sind vielfältig, ebenso die Anstrengungen, sie zu verhindern.

Von Anna Zbinden Lüthi, Studienberaterin und PANORAMA-Redaktorin

«Ich hätte das Jahr wiederholen können, dann hätte ich noch eine Chance gehabt. Aber ich spürte, dass es an der Zeit war, den Traum vom Medizinstudium zu verabschieden. Ich hatte lange gekämpft und gehofft.» Das sagt Sarah Hamdi nach zwei vergeblichen Versuchen, den Numerus clausus zu bestehen und einem dritten, ebenfalls misslungenen Versuch, an der Universität Lausanne Medizin zu studieren, und sie stellt fest: «Es beginnt, lächerlich zu werden, verbissen um etwas zu kämpfen, nur um die gesellschaftlich verachtete Niederlage um jeden Preis zu vermeiden. Es ist nicht leicht, den richtigen Zeitpunkt dafür zu finden.»

Männlich, eher älter als der Durchschnitt der Studierenden und schlechte Noten bereits an der Matura: Diese Faktoren erhöhen laut Schweizerischer Koordinationsstelle für Bildungsforschung das Risiko eines Studienabbruchs. Zu den Studien mit höheren Abbruchrisiken zählen die Naturwissenschaften, Medizin, Pharmazie sowie die exakten und technischen Wissenschaften.

Studierende brechen ihr Studium häufig aufgrund schlechter Noten, mangelnder Finanzen oder fehlenden Interesses ab. Pro Jahr haben sie bis zu diesem Zeitpunkt zwischen 16 000 und 26 000 Franken an Studien- und Lebenshaltungskosten investiert. Zudem kostet sie der Abbruch Zeit und kann zu Enttäuschung und Abweisung seitens des sozialen Umfelds, zu Sinnverlust und sogar zu einer Identitätskrise führen. Finden die Studierenden eine stimmige Anschlusslösung, gewinnen sie aber häufig neue Perspektiven und Klarheit über ihre Lebensziele, vertiefen ihre Reflexionsfähigkeiten und erweitern ihre Lern- und Suchstrategien.

Bund und die Heimatkantone bezahlen für die Hochschulstudierenden eben-

falls happige Summen: Ein Studienjahr pro Student/in kostet zwischen 9000 Franken (Angewandte Psychologie Fachhochschule, sprachwissenschaftliche Studiengänge), 39 000 Franken (Musik, Theater und andere Künste) und 51 000 Franken (Zahnmedizin). Laut dem Bologna-Barometer 2013 liegt für Studierende mit einem schweizerischen Zulassungsausweis und Abschluss im gleichen Hochschultyp die Nichterfolgsquote bei 24,8 Prozent. Damit gehört die Schweiz im internationalen Vergleich zu den Ländern mit einer relativ tiefen Abbruchquote. Trotzdem sind die Zahlen zu hoch, als dass nicht auf verschiedensten Ebenen nach kostensenkenden Massnahmen gesucht würde.

Basale Studierkompetenzen fördern

2001 beschlossen Bund und Kantone eine gesamtschweizerische Evaluation der Reform der Maturitätsausbildung. Die Evaluation wurde in zwei Phasen durchgeführt. EVAMAR II, die zweite Phase, fokussierte die Qualität der gymnasialen Ausbildung und der Maturität. Als Reaktion darauf hat die Konferenz der Erziehungsdirektoren verschiedene Projekte initiiert, um die Studierfähigkeit der Maturanden und Maturandinnen zu verbessern. Eines der Projekte bezieht sich auf die Ermittlung der basalen Studierkompetenzen in Mathematik und Erstsprache. Projektleiter ist Franz Eberle vom Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Zürich. «Basale Kompetenzen gelten als Fachwissen und -können, das in einem Grossteil der Studienfächer vorausgesetzt wird», sagt Eberle. «Maturanden, die hier grosse Lücken haben, sind nicht allgemein studierfähig, obwohl ihnen das Maturitätszeugnis dies attestiert.» Aufgrund des Kompensationsystems, mit dem ungenügende Noten in

einzelnen Fächern mit guten Noten in anderen kompensiert werden können, sei das Mindestwissen und -können nicht sichergestellt. «Die Vorgaben der basalen Kompetenzen könnten mit Stützunterricht, gezieltem Anwenden und Üben der Inhalte in anderen Fächern, Halbklassen oder regelmässigen Tests erreicht werden», empfiehlt Eberle. Die umfassenden Ziele des Gymnasiums wie die allgemeine Studierfähigkeit oder die vertiefte Gesellschaftsreife sollen dabei weiterhin erreicht werden.

Massnahmen für höhere Erfolgsquote

Im Bericht «Wie vermeiden wir den Numerus clausus in der Schweiz» schlägt Economiesuisse acht Reformen zur Erhöhung der Erfolgsquote vor, darunter einen obligatorischen Berufswahlunterricht, praktische Erfahrungen ausserhalb der Schule, eine Zertifizierung für Gymnasien oder die Veröffentlichung der Erfolgsquoten von Gymnasien.

Kantonale Studienberatungsstellen unterstützen Maturanden und Maturandinnen in Zusammenarbeit mit den Gymnasien bei der Studienwahl mit Informationsveranstaltungen, Einzelberatungen, Workshops und Klassengesprächen.

Auch die Hochschulen arbeiten aktiv auf eine Erhöhung der Erfolgsquote hin: Studiengangsleitende überlaufener Studienrichtungen wie Medienwissenschaften, Politologie oder Psychologie haben vorschlagen, allgemeine Selektionsverfahren einzuführen. Aufgrund einer Empfehlung der CRUS (heute: Rektorenkonferenz der schweizerischen Hochschulen, swissuniversities) aus dem Jahr 2010 wurden diese Beschränkungen für Studierende aus dem Ausland an mehreren Schweizer Hochschulen geschaffen.

Die kantonalen Universitätsgesetze könnten auch für Studienbewerbende aus der Schweiz generelle Zulassungsbestimmungen vorsehen. Bedingung müsste allerdings sein, dass die finanziellen Mittel zur Gewährleistung eines ordnungsgemässen Studiums nicht mehr ausreichen und die Chancengleichheit gewährleistet bleibt. Die Kantone haben sich daher gegen ein generelles Selektionsverfahren entschieden. Als Folge davon entwickelten Studiengangsleitende rund um die Studieneingangsphase verschiedene Angebote: Workshops zur Verbesserung von Lernstrategien, Einführungskurse, Tutoriate, Coaching- oder Mentoringsysteme, Online-Selfassessments oder das Assessmentjahr. Insbesondere das Assessmentjahr bildet für viele Studienanfänger/innen eine grosse Hürde. Die Hochschulen nutzen zudem Informationskanäle wie Hochschulbesuchstage, Informationsveranstaltungen und Websites.

Einen anderen Ansatz wählte die deutsche ECS Unternehmens- und Personalberatung, die in Kooperation mit der Bundesagentur für Arbeit eine Website für Studienabbrecher erstellt hat: Das Portal www.studienabbrecher.com enthält weiterführende Informationen und teilweise kostenpflichtige Online-Testverfahren.

Grundsätzlich lässt sich sagen, dass hohe Abbruchzahlen den Ruf einer Hochschule nicht schädigen. Eventuell ist sogar das Gegenteil der Fall. Die ETH Zürich beispielsweise, die in internationalen Rankings ausgezeichnete Werte ausweist, hat im Grundstudium eine Abbruchquote von 35 Prozent.

Vielfältige Einflussfaktoren

Wie oben geschildert verfolgen Gymnasien, Hochschulen, Beratungsstellen und die Politik zahlreiche Lösungsansätze, mit denen die Abbruchquote reduziert werden soll. Erreicht wurde bereits einiges: 1979 betrug die Zahl an Studienabbrüchen noch 40 Prozent – die höhere Erfolgsquote seither wurde allerdings auf die zunehmenden und häufig erfolgreichen weiblichen Studierenden zurückgeführt. Ob all die aufgeführten Massnahmen die erwünschte

Wirkung zeigen werden, ist noch ungewiss, wenn man die Vielzahl an mitbestimmenden Faktoren berücksichtigt. 2005 haben Studienberatende an einer Beratungstagung der Vereinigung der Fachleute für Beratung und Information im Mittel- und Hochschulbereich (AGAB) als Einflussfaktoren für den Studienerfolg festgehalten:

- Motivation, Interesse (Interesse am Studienfach, Freude am Fachgebiet, Neugier, fachspezifische und/oder berufsspezifische Zielorientiertheit, Interesse an Theorien und Fremdsprachen)
- Persönliche Voraussetzungen (physische und psychische Gesundheit, realistische Finanzierungsplanung, gutes soziales Netzwerk, Sozialkompetenz und Selbstvertrauen)
- Information (realistische Vorstellungen vom Studienfach und von den Berufsperspektiven und von institutionellen Rahmenbedingungen)
- Arbeitsverhalten (gute Lern- und Arbeitstechniken, Vernetzung in Lerngruppen, konstruktiver Umgang mit Misserfolg, Beharrlichkeit)
- Intellektuelle Voraussetzungen (Begabung, Intelligenz, fachspezifische Fähigkeiten)
- Balance halten können

Die Schlussfolgerung von Sarah Hamdi ergänzt diese Zusammenstellung um einen wichtigen Aspekt: «Offensichtlich leben wir mit der ständigen Angst zu scheitern. Gleichzeitig fürchten wir uns davor, etwas zu bereuen. Ist das vielleicht das Resultat einer Gesellschaft mit zu hohen Ansprüchen? Ist es der Grund dafür, dass wir Mühe haben aufzugeben? Als wäre die Kapitulation eine Form des Versagens. Dabei ist die Frage, was man aus den Folgen macht. Ob man in der Enttäuschung versinkt oder sich neue Träume formt. Manche Träume müssen aufgegeben werden. Niemals aber das Träumen selbst.»*

* Dieses Zitat stammt aus dem Text «Besser scheitern», mit dem Sarah Hamdi 2014 den «Magazin»-Essay-Preis gewonnen hat.

ERLEBNISBERICHT

Von Jonas Z. (22), Bern



«Man sieht erst im Studium, wie es ist»

Nach meiner Matura in Bern im Sommer 2012 entschied ich mich, ein Zwischenjahr einzulegen, zu arbeiten und hoffentlich etwas Geld zu verdienen. Mit der Studienwahl hatte ich mich bereits während dem Gymnasium befasst und mich für den Studiengang Umweltnaturwissenschaften an der ETHZ entschieden. Im September 2013 begann ich in Zürich zu studieren. Ich merkte bald, dass ich mich zu wenig darüber informiert hatte, was man in diesem Studiengang lernt und wie. Ausserdem war ich ziemlich enttäuscht von den Berufsaussichten. Ich fragte daher mehrere Personen mit für mich spannenden Berufen, was sie studiert hatten. Die Antwort war eindeutig: Physik. Ich wechselte sechs Wochen nach Semesterbeginn auf Physik, was aber leider bereits zu spät war, um noch den Anschluss zu finden. Ich besuchte daher nur die Einführungsvorlesungen der Physik, um herauszufinden, ob dieser Studiengang wirklich zu mir passt. Danach entschied ich mich, nach Bern zu wechseln, da mir Physik an der ETH zu anspruchsvoll war. Ausserdem gefiel mir die Stadt Bern viel besser als Zürich, was mir erst nach Studienbeginn richtig bewusst wurde. Heute studiere ich an der Universität Bern Physik und Mathematik im zweiten Jahr und bin sehr zufrieden mit meiner Entscheidung. Ich hatte mich sicher zu wenig damit befasst, wie ich später arbeiten möchte, und deshalb die Studiengänge nicht richtig miteinander verglichen. Man sieht erst, wie das Studium wirklich ist, wenn man in den Vorlesungen sitzt.

Bildung im Sozialbereich?

**Das Jahresprogramm 2016
ist ab sofort erhältlich.**

Agogis
Röntgenstrasse 16 · Postfach · 8031 Zürich
Tel. 043 366 71 40
weiterbildung@agogis.ch · www.agogis.ch



CAS Führen in Nonprofit-Organisationen Certificate of Advanced Studies 33. Durchführung

Berufsbegleitender Lehrgang für künftige
oder bereits tätige Führungsverantwortliche
in Nonprofit-Organisationen

Beginn und Dauer
3. Dezember 2015 bis 18. November 2016
26 Tage, 15 ECTS

Leitung
Prof. Stefan M. Adam

Information und Anmeldung
Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW
Hochschule für Soziale Arbeit
Riggenbachstrasse 16, 4600 Olten
+41 62 957 20 41
florinda.cucci@fhnw.ch

www.fhnw.ch/sozialarbeit/weiterbildung



Von Waldwissenschaften bis zur Mikrotechnik.

Sie haben die Wahl. Die Berner Fachhochschule bietet ein fundiertes Angebot von 29 Bachelor- und 21 Masterstudiengängen in unterschiedlichen Bereichen. Dazu kommt ein vielfältiges Weiterbildungsangebot.

bfh.ch

Studie

Wachstumsschocks an Universitäten

Ein Drittel der Studienanfänger studiert ein Boomfach. Da die Betreuungsverhältnisse nur verzögert angepasst werden, verzeichnen diese Studienfächer hohe Abbruchquoten. Kleinere Studierendenkohorten reduzieren das Risiko eines Studienabbruchs hingegen nicht.

Von Andrea Diem und Stefan C. Wolter. Andrea Diem ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Stefan C. Wolter Direktor der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung (SKBF) in Aarau.

Die Studienabbrüche an Schweizer Universitäten sind zwar langfristig zurückgegangen, aber betreffen immer noch fast ein Viertel der Studierenden. Erste Forschungsbefunde haben gezeigt, dass individuelle Faktoren der Studierenden unterschiedliche Risiken eines Studienabbruchs teilweise zu erklären vermögen, naheliegender dürfte aber auch sein, dass institutionelle und strukturelle Faktoren des Universitätsbetriebs ebenfalls einen Einfluss auf den Studienerfolg haben.

Neuere Analysen aus den USA zeigen beispielsweise, dass in Jahren, in denen sich die Zahl der Studierenden deutlich erhöht hatte, gleichzeitig auch die Misserfolgsquoten stiegen. Erklärt wird dieser Effekt mit dem wohlbelegten Tatbestand, dass die öffentlichen Ausgaben und somit

auch die Betreuungsverhältnisse an einer Universität oder in einem Fachbereich nur sehr langsam auf Zunahmen der Studierendenzahl reagieren, was somit auch teilweise die Zunahme der Studienabbrüche bei den grösseren Studierendenkohorten zu erklären vermag.

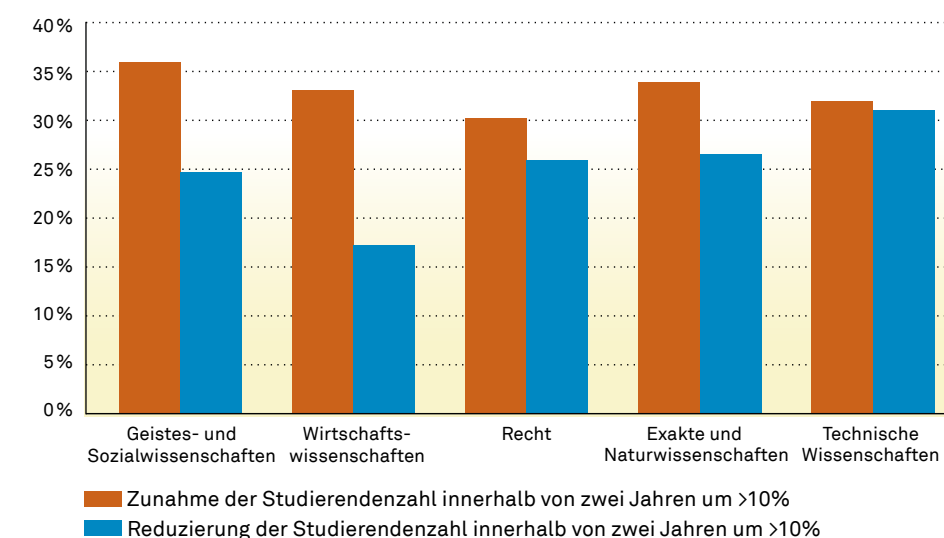
Schwankungen haben Auswirkungen

Spielen solche Mechanismen auch in der Schweiz? Ein Blick in die Daten des Schweizerischen Hochschulinformationssystems (SHIS) für die Studierendekohorten von 1975 bis 2008 zeigt, dass grosse Schwankungen in den Studienanfängerzahlen in den einzelnen Fächern und Universitäten häufig vorkommen: Rund jeder dritte Studienanfänger ist an seiner Uni-

versität für ein Fach eingeschrieben, bei dem sich die Studienanfängerzahl gegenüber dem Schnitt der beiden Vorjahre (trendbereinigt) um mehr als 10 Prozent erhöht hat. Umgekehrt ist rund jeder vierte Studienanfänger in einem Fach immatrikuliert, in welchem der Studierendenzug mehr als 10 Prozent beträgt (siehe Abbildung).

Analysiert man nun die Wirkung solcher schockartigen Veränderungen der Studierendenzahlen auf das individuelle Risiko eines Studienabbruchs, zeigt sich ein statistisch signifikanter, wenn auch moderater Anstieg bei grösseren Studierendenzahlen. Der Ansturm in Modefächer führt also nicht einfach zu vermehrten Studienfachwechseln, sondern erhöht das Risiko eines definitiven Drop-outs aus der Universität. Kleinere Studierendekohorten reduzieren das Risiko eines Studienabbruchs hingegen nicht. Da sich die Ressourcen einer Universität langsam, aber in etwa symmetrisch an steigende oder sinkende Studierendenzahlen anpassen, stellt sich die Frage, warum die Studienabbrüche unterschiedlich auf ein Steigen oder ein Sinken der Studierendenzahlen reagieren. Im Vordergrund der noch zu überprüfenden Hypothese steht die Vermutung, dass bei steigenden Studierendenzahlen die betroffenen Fachbereiche einen grossen Anreiz haben, mittels strengerer Selektion wieder zu den alten Betreuungsverhältnissen zurückzukehren. Sinkt die Zahl der Studierenden hingegen, besteht kein Anreiz der Institution, zu den alten, schlechteren Betreuungsverhältnissen zurückkehren zu wollen.

Relative Betroffenheit von positiven oder negativen Wachstumsschocks nach Fachbereichen zwischen 1975 und 2008



Lesebeispiel: Gut 35% aller Studierenden der Geistes- und Sozialwissenschaften begannen ihr Studium zu einem Zeitpunkt, zu dem die Studierendenzahl in ihrem Fach eben deutlich angestiegen war. Knapp 25% der Geistes- und Sozialwissenschaftler/innen nahmen ihr Studium zu einem Zeitpunkt auf, als die Studierendenzahl gerade deutlich gesunken war.

Quelle: SHIS, eigene Berechnungen